

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Pfg., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Flugschriften 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 2.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer Freitag 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die französische Regierung will den Protest der französischen Arbeiterschaft gegen das Votum der Vorkriegszeit mit Gewalt unterdrücken.

Der radikale Deputierte Rouvier erklärt nach Vernehmung von circa 300 Zeugen im Rath, daß der zum Tode verurteilte Gewerkschaftsführer Durand unschuldig sei.

Die portugiesische Regierung bemerkt entsetzt über die von reaktionärer Seite verbreiteten Gerüchte über angeblich bevorstehende neue Unruhen.

Auf Befehl des russischen Unterrichtsministers wurden in Petersburg 26 Studenten gemahregelt.

Neujahr.

Leipzig, 31. Dezember.

Als vor nunmehr elf Jahren, am 1. Januar 1900, der Beginn des 20. Jahrhunderts gefeiert wurde, da war es die englische Presse, die konstatierte, daß keine Nation Europas das neue Jahrhundert mit so strahlender Zuversicht und Siegeslaut begrüßte, wie die deutsche. Und in der Tat: es steckte damals so etwas wie stillstehende Weltfriedenheit, wie Erwartung des geheimnisvollen tausendjährigen Reiches in der deutschen Bourgeoisie — denn sie war der englischen Presse „die deutsche Nation“ —. Man hatte seit sechs Jahren wahnsinnig gute Geschäfte gemacht. Seit 1894 hatte sich eine durch keine Wirtschaftskrisis unterbrochene Hochkonjunktur über Deutschland verbreitet, um Milliarden war die Einfuhr, um Milliarden die Ausfuhr, um Milliarden der innere Markt gestiegen. Die Krisentheorie war zum marxistischen Märchen geworden. Die deutsche Kolonialpolitik hatte seit 1897 mit der Besetzung Kiautschous scheinbar neue Bahnen eingeschlagen, man wehte schon die Messer, um beim Zerlegen der chinesischen Pastete sich ein saftiges Stück herunterzabeln zu können. Die große Flottenvorlage war im Jahre 1900 angenommen worden und hatte den Kurs mit Vollstopp voraus in das offene Meer der Weltpolitik begonnen. Man hatte so heidenmähig viel Geld, daß man die Milliarden für die neue Flotte ohne neue Steuern aus den laufenden

Mehreinnahmen der Zölle und indirekten Steuern herauszuholen hoffte. 1897 hatte Prinz Heinrich das Evangelium der gepanzerten Faust erkunden, das er bei seiner Abfahrt nach Kiautschou allen predigen wollte, denen die es hören, wie denen, die es nicht hören wollten. Und im Jahre des Heils 1900 rüstete der deutsche Militarismus mit dem in Deutschland gebräuchlichen riesigen Tamtam die ostasiatische Expedition, Wilhelm hielt seine ewig glorreiche Hunnenrede gegen die Chinesen und nun ging's los! Alles schwamm in Wonne! — Und heute? Wenig mehr als zehn Jahre sind verflossen.

Ja, teurer Freund, du stehst betrocken, Die Lagenämmerlich das Volk, Das gestern noch so schön besoffen!

Heute an der Jahreswende ist es die deutsche bürgerliche Presse, die mit Zähneknirschen auspricht: nur die Sozialdemokratie begrüßt das neue Jahr und das neue Jahr zehnt mit Frohlocken. Alle anderen Parteien, auch die Liberalen, haben zur Stegesüberfahrt keinen Anlaß. Wilds Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit schleicht durch ihre Reihen.

Sieht man genauer hin, so erkennt man, daß es just dieselben Gründe sind, aus denen um die Jahrhundertwende der Übermut und jetzt die Verzweiflung der deutschen Bourgeoisie fließen. Die Weltpolitik, die Flottenpolitik, das Evangelium der gepanzerten Faust, die frühlich-sorglose Steuerpolitik, sie haben so geendet, wie sie enden mußten. Kiautschou hat sich als das „Dreieck“ herausgestellt, aus dem man herzlich gern wieder heraus möchte, aber nicht mehr kann. Aus der Aufteilung Chinas ist nichts geworden. — Im Gegenteil: das Land befindet sich auf dem Wege der wirtschaftlichen und militärischen Erstarkung. Mit dem Zusammenbruch Russlands und der militärischen Führerschaft Japans in Ostasien vollends ist der deutsche Besitz in Kiautschou völlig sinnlos geworden und auf Gnade und Ungnade den Japanern ausgeliefert. Die beiden Wirtschaftskrisen des verflossenen Jahrzehnts mit ihren verheerenden Folgen haben der deutschen Bourgeoisie wieder zu Gemüte geführt, daß es mit den „marxistischen Märchen“ doch eine eigne Sache ist und daß die Orthodoxie von allen Marxisten immer noch die wirtschaftliche Entwicklung ist. Die Krisis hat die Reichsklassen leergefegt und damit das schon von vornherein erlogene Märchen von der Möglichkeit, die Milliarden für die neue Flotte ohne neue Steuern aufbringen zu können, offen als Schwindel enthüllt. Eine Finanzreform jagte die andre, eine immer erbärmlicher als die andre. Um

hier ein Loch zu stopfen, riß man dort einen Felsen weg und schuf ein neues, noch größeres Loch. Man verteuerte durch standalöse Erhöhung aller Zölle im neuen Zolltarif dem arbeitenden Volke zunächst alle Lebensmittel, sodann beglückte man es mit neuen Steuern, so daß schlecht gerechnet die Mehreinnahmen des Reiches aus Kosten der beschafften Massen die Summe von dreierhalb Milliarden weit überstiegen. Daneben schröpften die treuen Patrioten, die Agrarier, die Schnaps- und Krautjunker, aber auch die Herren der Brau- und Tabakindustrie usw. die Rosumenten aufs gründlichste. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Die Fleischzölle lieferten jährlich für die Reichskasse den winzigen Betrag von 8 Millionen Mark, die Verteuerung des Fleisches aber, die durch diese Zölle ermöglicht wird und die unsern Agrariern zugute kommt, beträgt nach der Berechnung des Universitätsprofessors Wolf 58mal so viel: nämlich 425 Millionen Mark.

Diese ruchlose Politik hat ihre Früchte getragen, und je verblendeter die herrschenden Klassen wurden, desto klarer wurde es bei den beherrschten. Noch nie sind die bürgerlichen Parteien mit so starken Belämmungen über die Schwelme eines neuen Jahres getreten, wie diesmal. Sie wissen, am Ende des neuen Jahres, da harret ihrer die große Abrechnung: die allgemeine Reichstagswahl! Und postlerlich ist es zu sehen, wie die verschiedenen Parteiführer sich selber und ihren Gefolgshafter guten Mut zusprechen suchen ob der kommenden düsteren Tage. Per lucem, ad lucem, durch Nacht zum Licht, tröstet man sich in der liberalen konservativen Presse. In der liberalen, wo man weniger gläubig ist, sucht man in „Demokratie und Wissenschaft“ Quellen des Trostes. Und der Abgeordnete Wassermann hat sich zum Jahreswechsel in besondere Ungnade gestürzt und in den nationalliberalen Blättern eine Silberpersiflage veröffentlicht, die klarlich beweist, daß der Liberalismus herrlichen Laten entgegengeht, wenn man nur hübsch der Fahne Wassermanns folgt. So geht der Singang aus dünnen, verängstigten Stimmen:

Wenn die Kinder sind im Dunkeln Wird bekommen ihr Gemüt, Und um ihre Furcht zu bannen, Singen sie ein lautes Lied.

In der Tat: die Furcht ist es, die im liberalen Orchester den Taktstock führt, die Furcht vor den Wahlen.

Allein, es stünde der Sozialdemokratie schlecht an, wenn sie nun in plumper Siegesgewißheit dastehen und sich brüsten wollte: mir launs nicht mehr fehlen! Immerhin trennt uns noch fast ein Jahr von den Wahlen, und in dieser Zeit kann viel passieren. Ebenso wie der Weg

Seuilleton.

Rutland.

Erzählung von Jonas Lie.

Aus dem Norwegischen überfetzt von Emilie Stein.

41 Nachdruck verboten.

XVI.

Rutland.

Wißt du den alten Schiffer Kristensen kennen lernen, der jetzt auf Raft „aufgelegt ist“, so läßt sich das in einer der kleinen Hafenstädte leicht machen. Dort stiefelt er in seiner blauen Jacke und der Hundesellmütze recht krumm an einem Stock umher, zeigt sich aber im übrigen noch rüchrig genug. Ist er auf etwas stolz, so ist er es auf die Jahre, da er die ersten Schillinge verdiente, die ihn zum Schluß zu dem Manne von acht- bis neuntausend Speziestaler machten, der jetzt hier umgeht und die Schiffskräne des Sohnes beschäftigt. Er hat ja auch seinen Anteil daran, daß die Sache zustande gekommen ist. Denn daß Bernt sofort den Auftrag zum Bau einer Barke erhielt, geschah dazart, daß der alte Kristensen als erster sich mit dreitausend Talern zeichnete, und als nun der Tafelmeister weitere fünfshundert, wie er sagte, „auf den Bogen schwimmen ließ“, wurden noch im selben Monat alle zehntausend Speziestaler voll gezeichnet.

Aber fragt ihn nicht, wie er den Rutland einbühte. Denn das geschah auf eine höchst ärgerliche Art.

Er war in einem der stürmischsten Herbstmonate, die seit Menschengedenken an der Südküste gehaust hatten, glücklich heimgekommen. Große Kriegsschiffe waren nach Arendal und Kristiansand eingelaufen, die Schiffsräume voll Wasser; jede Stadt und jeder Nothafen lag voll ramponierter Fahrzeuge, die repariert werden mußten, und die große Etche neben der Kirche in Kristensens Heimatsort war getrickt worden.

Der Rutland, dem es gelungen war, zwischen den Säcken durchzuschlüpfen, während es draußen kochte und

brandete, war, wie gesagt, glücklich heimgekehrt. Sie hatten die kleine Fracht im Heimatshafen gelöst, und das Fahrzeug sollte bloß eine Viertelmeile nach der Tömmerbucht gebracht werden, um es einer gründlichen Reparatur unterziehen zu lassen, denn nun zog es tatsächlich Wasser, daß es aller Beschreibung spottete. Es war schönes ruhiges Wetter, ein wenig kalt, und des Abends wurde das leere Fahrzeug gerade vor der Landspitze verankert, wo die ersten Häuser der Tömmerbucht beginnen und die Landstraße von der Stadt unter dem Felsen hindurch ganz hinaus bis an die See geht. Allerdings gab es kleine Dünnungen, so daß man das Fahrzeug ein bißchen stampfen sah, aber das war auch alles — dies versicherten später sowohl Anders wie Nils. Mit Kristensens Erlaubnis hatten alle das Schiff verlassen. Nils und Anders waren heimgegangen.

Kristensen selbst war der erste, der des Morgens nach dem Rutland sah; später kam Nils. Da lag das Schiff gesunken, so daß die See über die Reichen pölte. Der Anker hatte auf einem Felsstück unter dem Wasser Grund gefaßt, und die Strömung hatte so stark zugefegt, daß das Fahrzeug sich die ganze Nacht langsam in den Grund bohrte.

Kristensen grubelte viele Tage darüber nach; aber das Resultat war, daß eine Reparatur sich nicht mehr lohnte. Die Schute wurde irgendwie auf den Strand gewarpt, das Holz aufgehaut und das Eisen verkauft.

So hatte der Rutland, ehe sie es dachten, wirklich „ihn und Gertrud ans Land gefegt!“

Kristensen kaufte später das Grundstück Berg draußen an der Tömmerbucht, auf das sie schon lange ein Auge gehabt hatten. Es war ein gutgebautes Haus, das um billigen Preis zu bekommen war, und mit dem kleinen, bequem liegenden Stück angebauten Landes hatte die stets tätige Madam Kristensen eine besondere Spekulation im Auge. — Sie wollte Grünzeug nach der Stadt verkaufen, aber behüte! bloß eßbares! — Sie war nicht diejenige, die „mit Gartenkunst und Geologen schwindelte.“ — Das Resultat war aber auch, daß das Geld, das sie hier anlegte, die doppelten und dreifachen Zinsen trug als dasjenige, das sie in der Bank hatten. Der Karren geht ständig zur Stadt mit Kohl, Rüben, Kohlrabi und Net-

tichen, während Nils ein wenig gekrümmte Bootshaken gestakt getreulich daneben stiefelt und die Zügel hält.

In den ersten Jahren wohnten Bernt und Polly in Kristensens Haus in der Stadt; aber „die Jugend erweltet sich“, wie der Tafelmeister sagte; und nun haben sie ihr eignes unten an der Werft.

Wenn Polly die Landstraße entlang nach Berg ging, mußte sie immer ein Weichen zum Strand hinab und den Rutland begucken, den sie aufbauten und der immer mehr zusammenschrumpfte. Aber noch war das flache Heck sichtbar, der starke Vorsprung am Kumpf und der nach altmodischer westländischer Galeassensasson gewölbte Bug. Es war eine eigentümliche Neugierde, die viele Leute nach dem Brad zog. Was am meisten erörtert und zum Gegenstand sorgfältiger Nachforschungen gemacht wurde, war der Silberpokal, von dem die Sage erzählte und der irgendwo im Gebälke versteckt sein sollte. Aber, soviel man auch suchte, diese Geschäfte des „Mannes von Staværn“ beställigte sich nicht.

Dagegen fand man an einigen Stellen Jahreszahlen eingericht, die besagten, daß das Fahrzeug anno 1755 gebaut oder wenigstens das Material in diesem Jahre bereit gelegt war. Der Rutland ging 1856 unter, so daß sich also viel darüber disputieren ließ, ob das Fahrzeug akkurat hundert oder hundertein oder neunundneunzig Jahre alt geworden sei.

Madam Kristensen sagte immer, der Rutland sei hundert Jahre alt geworden — und wir wollen es glauben. Aber ob wir glauben wollen, was der Tafelmeister in seiner Rede bei Bernts und Pollys Hochzeit sagte, ist eine andre Sache, über die man in unsrer Zeit höchst verschieden urteilt. Er wandte sich nämlich, nachdem er die „Wage“ gestreift hatte, die er „Bernts ausländischen Festtritt“, aber später erfolgte gehorsame Rückkehr zum kindlichen Gehorsam“ nannte, mit einer Parantese an Madam Kristensen:

— denn mit allen Respekt, Madam! . . . ich sehe immer nach, wo der Prügel im Hause hängt. . . Ein Haus ohne Prügel ist. . . Ja, ich meine natürlich nicht Sie, Hochehrwürde! . . . Aber im großen und ganzen. . .“

(E n d e!)